

# Das Rehwild – Schädling oder Seele der Landschaft?

*Zusammenfassung eines Fachvortrags zu Rehwild, Wald und Jagd*

Dillingen, März 2026

---

Kaum ein Wildtier steht so sehr im Kreuzfeuer der Kritik wie das Rehwild. Förster schimpfen auf den „Verbiss“, Politiker fordern mehr Abschüsse, und Jäger geraten zwischen alle Fronten. Doch was sagt die Wissenschaft wirklich? Ein Fachvortrag von Dr. Christine Miller bei der Versammlung der Hegegemeinschaft Zusamtal in Dillingen nahm das Thema von Grund auf unter die Lupe – und kam zu überraschend differenzierten Ergebnissen.

## 1. Wildtiere und der Mensch – eine komplizierte Geschichte

Der Mensch und das Wild sind seit Jahrtausenden verbunden. In der Höhlenmalerei von Lascaux und Altamira verewigten unsere Vorfahren Wildtiere mit fast religiöser Ehrfurcht. Doch was einst als heilig galt, wurde mit zunehmender Besiedlung und Industrialisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum „Schädling“ erklärt. Eine dramatische Kehrtwende, die bis heute Folgen hat.

Die Zahlen sprechen eine klare Sprache: Der Mensch macht zwar nur 0,01 % aller Wirbeltiere auf der Erde aus, hat aber 83 % aller wildlebenden Säugetiere zerstört. In Deutschland sind bereits 41 % aller Säugetierarten gefährdet oder ausgestorben – darunter der Iltis, der Baumarder und sogar das Gamswild, das auf der Vorwarnstufe der Roten Liste steht. Von „überhöhten Wildbeständen“, die in der forstpolitischen Debatte so gerne beschworen werden, kann auf globaler wie auch auf europäischer Ebene keine Rede sein.

## 2. Das Rehwild – ein Erfolgsmodell unter Druck

Das Reh ist das häufigste Wildtier Mitteleuropas – und paradoxerweise das am schlechtesten beleumundete. Dabei ist seine Erfolgsgeschichte bemerkenswert: Während der Eiszeiten überlebte es in südeuropäischen Rückzugsräumen und besiedelte den Kontinent danach neu. In einer Übergangszone zwischen europäischem und sibirischem Rehwild entstanden genetisch vielfältige Populationen, die sich über Jahrtausende an wechselnde Umweltbedingungen anpassten.

Doch dieses Erfolgsmodell gerät ins Wanken. Je wärmer und trockener die Sommer werden, desto schlechter entwickeln sich die Kitze. In Frankreich, in langjährigen Untersuchungsreihen, schwanken die Kitze gewichte von Jahr zu Jahr um bis zu 30 Prozent – in Hitzejahren sind nicht nur die neugeborenen Kitze leichter, sondern auch die des Folgejahres. Der Klimawandel trifft das Rehwild also auf direktem Weg.

Denn das Geburtsgewicht ist für die Kitze entscheidend: Hohes Gewicht verheißt hohe Startchancen in´s Leben. In den ersten drei Wochen nehmen die Kitze dann bis zu 150 g pro Tag zu. Die Geiß muss sich die Energie für die dazu notwendige „Turbo-Milch“ aus dem

laufenden Betrieb schneiden. Sie ist deshalb darf angewiesen, dass der Setzzeitpunkt in die Zeit fällt, wo die Natur die höchste Äsungsmenge und -qualität anbietet. Verschiebt sich durch klimatische Änderung der Frühlingsanfang, passt das exakte Timing beim Setzen nicht mehr. Qualität und Menge der Äsung zum Setzzeitpunkt sind daher der entscheidende Schlüssel für die Entwicklung des Rehs. Man nennt das auch den „Silberlöffel-Effekt“! Und deshalb kann die Reproduktion zwischen den Jahren stark schwanken. Denn 80% der Kitze werden innerhalb von 3 Wochen um den 22. Mai herum gesetzt. Durch den früheren Beginn des Frühjahrs sind die Geißen etwa 2 Wochen „außer Takt“ geraten. Vor allem in Waldgebieten schlägt sich das in geringerer Überlebenswahrscheinlichkeit der Kitze nieder.

In den ersten Lebensmonaten sterben 20-80% der gesetzten Kitze. Gerade heiße trockene Sommer sind schlechte Neuigkeiten für Jungrehe. Die Wintersterblichkeit der Kitze schwankt dagegen viel weniger; wer mindestens 13 kg auf die Waage bringt kann es schaffen, Wintertemperatur und Schneehöhe, die einen erhöhten Energieverbrauch bei der Fortbewegung verursacht, sind weitere wichtige Kriterien für die Überlebenswahrscheinlichkeit einer Kitzgeneration. Ausgewachsen sind Rehe übrigens erst mit drei bis vier Jahren. Ab sechs bis sieben Jahre werden sie alt. Ab diesem Zeitpunkt haben die älteren Geißen auch in der Regel weniger Kitze als die jungen Geißen.

### **Lebensraum und Verhalten**

Rehe sind Grenzgänger im besten Sinne: Sie bevorzugen strukturreiche Landschaften mit Wechsel aus Deckung und Äsungsflächen. Kraut- und Strauchschicht bestimmen maßgeblich, wie attraktiv ein Revier für das Rehwild ist und wie viele Rehe darin Platz haben. Interessant: Die Streifgebiete von Bock und Geiß sind in etwa gleich groß – die oft gehörte Behauptung, dass Böcke deutlich größere Territorien beanspruchen, ist ein Mythos. Doch die Streifgebiete überlappen sich: ein Bockrevier, liegt über mehreren Geißrevieren. Je größer die Unterschiede zwischen Sommer und Winter, desto eher verlagern Rehe dann auch ihre Sommer- und ihre Winterreviere.

Die Wilddichte hängt dabei stark von der jeweiligen Waldphase und den Randlinien ab: Kahlfelder, Wegerändern, Rückegassen und junge Aufwüchse bieten reiche Nahrung, geschlossene Altbestände dagegen kaum Äsung. Je mehr forstliche Eingriffe wie Kahlschläge und Schneisen in einem Lebensraum, je mehr Störungen durch den Menschen, desto höher wird auch das Lebensrisiko. Denn in einer derartigen „Landschaft der Furcht“ werden auch mehr Rehe, alte wie junge von Beutegreifern gefunden und von Jägern erlegt. Das Zusammenspiel von Lebensraum, Störung, Jagd und natürliche Feinde wird dagegen in der jagdlichen Planung überhaupt nicht berücksichtigt.

### **3. Verbiss – Schaden oder natürliche Lebensäußerung?**

Das Wort „Verbiss“ hat in Forstkreisen einen schlechten Klang. Doch was steckt wirklich dahinter? Der Vortrag rückt hier einiges zurecht: Verbiss ist zunächst nichts anderes als die Lebensäußerung eines natürlich vorkommenden Tieres in seinem Ökosystem. Ob daraus ein tatsächlicher Schaden entsteht, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab – und keineswegs allein von der Wilddichte.

Wissenschaftliche Studien zeigen: Die Dichte von Schalenwild erklärt nur etwa ein Viertel der Unterschiede im Anwachsen von forstlich interessanten Jungpflanzen. Drei Viertel der Einflüsse sind Umweltfaktoren wie Beschattung, Wasserverfügbarkeit und Konkurrenz durch andere Pflanzen. Der Forstwissenschaftler Dr. Marco Heurich vom Nationalpark Bayerischer Wald bringt es auf den Punkt: „Wir wissen effektiv nicht, was ein bestimmtes Verbissprozent für die Waldentwicklung tatsächlich bedeutet.“ Und wie die Waldentwicklung wirklich ausschauen soll, das wissen Forstwissenschaftler auch nicht. Denn den „zukunftsfähigen Waldtyp“ und die Zukunftsbaumart gibt es nicht. Der Wald wird sich ändern, wer klug ist, lässt der Natur hier viel freie Hand. Und zur Natur gehören selbstverständlich auch alle Tiere der Wald-Ökosysteme – oder?

## **Wildschaden versus Wildnutzen**

Was in der öffentlichen Debatte fast vollständig fehlt, ist die andere Seite der Medaille: der Wildnutzen. Schalenwild kann Pflanzenvielfalt und Biodiversität aktiv fördern. Langzeitstudien über 30 Jahre (Nopp-Mayr et al., 2023, Ferraro et al 2023, Boulanger et al. 2018, Brüllhardt et al. 2015) belegen: In Bereichen mit Schalenwild ist die Artenvielfalt der Pflanzen höher als in eingezäunten Vergleichsflächen. Wild entmischt die Waldverjüngung nicht – es nimmt lediglich natürliche Ausfälle vorweg. Und es steigert die Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten; vom Bodenleben über Insekten bis hin zu Vogelarten.

Hinzu kommen Funktionen, die selten diskutiert werden: Huftiere düngen durch ihren Kot gezielt Böden rund um ihre Einstandsbereiche, fördern genetische Variabilität von Pflanzen durch selektiven Verbiss und dämpfen sogar die Auswirkungen von Mäusekalamitäten, die für Keimlinge weit gefährlicher sind als Rehwild. 99 Prozent aller Keimlinge sterben ohnehin an Licht-, Wasser- oder Nährstoffmangel, an Pilzen, Schnecken- und Insektenfraß – nicht durch Verbiss.

## **4. Das Forstliche Verbissgutachten – nützlich oder wertlos?**

In Bayern ist das Forstliche Verbissgutachten ein zentrales Steuerungsinstrument für die Jagd. Doch seit Jahren üben Biologen und Ökologen daran scharfe Kritik: Aus wissenschaftlicher Sicht erfüllt das Gutachten sein selbst gestecktes Ziel nicht. Verbissprozentangaben werden ohne Angabe von Vegetationsdichten erhoben, Vergleichsflächen ohne klare Grenzwerte definiert, und Kausalitäten zwischen Wilddichte und Verbiss werden schlicht unterstellt, statt nachgewiesen.

Das Grundproblem: Die Ursachen für hohen Wildeinfluss auf die Waldvegetation sind nie monokausal. Wildbestand, Wildverteilung, Waldbau, Standortbedingungen, Einstände und Fütterungen müssen alle zusammen betrachtet werden. Ein reines Verbissmonitoring ohne Bezug zur lebenden Population ist, man muss es so hart sagen: „billig, aber wertlos“. Es hat seinen „Wert“ ausschließlich als forstpolitisches Machtmittel.

## **5. Welchen Wald wollen wir eigentlich?**

Hinter der Debatte um Verbiss und Wildschaden steckt eine grundsätzlichere Frage: Was ist überhaupt ein „natürlicher“ Wald? Die Antwort der Paläoökologie ist ernüchternd eindeutig:

Den einen Naturwald hat es nie gegeben. Wälder waren immer im Wandel – Kalamitäten durch Sturm, Feuer und Schädlinge rissen regelmäßig Lücken, die neu besiedelt wurden. Nadelbäume, darunter die vielgescholtene Fichte, dominierten in Mitteleuropa bereits seit 5.000 Jahren zu 40–60 Prozent, Während die Tanne seit dem Mittelalter kontinuierlich zurückgeht (Szabo et al 2016).

Auch die Gleichung „mehr Bäume = mehr Naturschutz“ stimmt so nicht: Lichte Wälder mit maximal 50 Bäumen pro Hektar weisen eine deutlich höhere Vogelarten- und Insektenvielfalt auf als dichte Bestände. Wild (und das heißt in dem Zusammenhang auch Wisent und Elch) und Licht gehören zusammen – und lichte Wälder sowie Grasfluren sind artenreicher als der viel gepriesene geschlossene Wirtschaftsforst.

## 6. Jagd zwischen Gesellschaftsvertrag und Rechtsverletzung

Das Jagdrecht ist in Deutschland an Grund und Boden gebunden – und damit an eine klare gesellschaftliche Verpflichtung. Wer jagen darf, muss auch für den lebenden Bestand Sorge tragen, artgerechte Lebensbedingungen schaffen und dem Tierschutzgesetz entsprechen. Doch die Praxis ist häufig eine andere:

- Nachtjagd auf scheues, bereits nachtaktiv gewordenes Wild
- Schonzeitaufhebungen ohne räumliche Konzeption
- Mindestabschüsse ohne Bezug zur lebenden Population
- Hetzen von Wild und Weitschüsse – beides tierschutzwidrig

Das Grundgesetz (Art. 20a), das Tierschutzgesetz, das Bundesjagdgesetz und sogar das Strafgesetzbuch setzen hier klare Grenzen – die jedoch in der Praxis zu selten eingehalten oder kontrolliert werden.

## 7. Was jetzt zu tun wäre – drei Forderungen

### I. Solide Datenbasis schaffen

Wildmanagement muss sich auf den lebenden Bestand beziehen – nicht auf abstrakte Strecken und Abschusszahlen. Dafür braucht es systematisches Monitoring: Kamerafallen, Distance Sampling mit Wärmebildkameras, Geiß-Kitz-Verhältnisse. All diese Datenquellen können zu einem Verständnis der lebenden Population beitragen. Abschussstatistiken müssen nicht nur erfasst, sondern auch ausgewertet werden – inklusive Gewicht und physiologischer Parameter der erlegten Tiere. Auf der Basis des Verständnisses des natürlichen Verhaltens und der Ökologie einer Wildart, kann dann auch die jagdliche Eingriffsplanung und die Steuerung von Wildpopulationen entwickelt werden. Das ist gar nicht so schwer – aber man muss dazu die Leute fragen, die das gelernt haben!

### II. Lebensräume aktiv gestalten

Wer das Verhalten und die Verteilung von Rehwild steuern will, muss in erster Linie seinen Lebensraum gestalten: Hecken, Waldränder, Ruheräume und störungsfreie Äsungsflächen sind oft wirksamer als jede Jagdregelung. Kurze Jagdzeiten und lange Ruhephasen von mehr

als zwei Monaten helfen ebenso wie das schlichte Zulassen, dass Rehe alt werden können (älter als sechs bis sieben Jahre; Rehe können durchaus auch 13 Jahre alt werden).

### III. Ökologische Jagdplanung statt Streckenfetisch

Der Abschuss muss aufhören, sich primär an Streckenzahlen und Abschussdichten (sowohl tote Rehe pro 100 Hektar) zu orientieren. Stattdessen brauchen wir klare Ziele für Raumnutzung, Populationsstruktur und Verhalten. Jagd muss großräumig geplant werden – auf Ebene von Wildräumen und Hegegemeinschaften. Tierschutz und Nachhaltigkeit dürfen keine Lippenbekenntnisse sein, sondern müssen Leitplanken jagdlicher Praxis werden.

### Fazit: Das Wild ist die Seele der Landschaft

Der Vortrag endet mit einem klaren Appell: Wildtiere sind keine Schädlinge, die es zu bekämpfen gilt – sie sind integrale Bestandteile funktionierender Ökosysteme. Das Rehwild verbisst nicht aus Boshaftigkeit, sondern weil es äst und sich ernähren muss. Ob daraus tatsächlich Schaden entsteht, hängt von Struktur und Qualität des Lebensraums ab, von der Zielsetzung und den Eingriffen des Bewirtschafters – und von der Art und Weise, wie wir jagen.

*Mit den Worten Erich Kästners ausgedrückt: „Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm.“ Aber – so der hinzugefügte Gedanke – ohne Wild bleiben die Wälder stumm. Denn das Wild ist die Seele der Landschaft.*

---

Dieser Artikel basiert auf einem Fachvortrag, gehalten in Dillingen im März 2026. Zitierte Studien: Bar-On et al. 2018 (PNAS), Nopp-Mayr et al. 2023 (Diversity), Jakobsson & Lindborg 2017 (J. Appl. Ecol.), Boulanger et al. 2018, Brüllhardt et al. 2015, Gehr et al. 2017, Boucher et al. 2025, Ferraro et al. 2023, Szabo et al. 2016.